

Der Erste Weltkrieg in Briefen nach Donauwörth



Joseph Schmidinger.

Drei Jahre nach Ende des Ersten Weltkriegs (1914–1918) erschien im Frühjahr des Jahres 1922 das erste Heft der Donauwörther Institutsblätter, das sich als Zeitschrift der Erziehungsinstitute des Cassianeums in Donauwörth vorstellte. Dr. Joseph Ungewitter, Schwiegersohn Ludwig Auers, des Gründers der Pädagogischen Stiftung Cassianeum, wollte diese Publikation auch als ein Organ der ehemaligen Schüler des Knabeninstituts verstanden wissen. Darin wurde auch der Opfer des Krieges gedacht. Dies geschah unter der Rubrik mit der Vignette „Unsere Gefallenen 1914/18“. Diese Reihe eröffnete Studienprofessor Joseph Schreiegg mit einem Beitrag unter

der Überschrift „Bertl und Sepp“. Gemeint waren Bertold Schreiegg, der Sohn des Verfassers, sowie Joseph Schmidinger, die die Schuljahre 1909/10 und 1910/11 bzw. 1908/09 und 1909/10 im Knabeninstitut verbracht hatten. Vater des Kriegsfreiwilligen Schmidinger war Joseph M. Schmidinger, der im Auftrag der Pädagogischen Stiftung Cassianeum den Raphael, eine Zeitschrift für die reifere Jugend und das Volk redigierte. Er druckte auch – zunächst anonym und ohne Verfasserangabe – Feldpostbriefe seines Sohnes und von dessen Kriegskameraden Bertold Schreiegg aus Nordfrankreich 1915 im Raphael ab. Als beide mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden waren, löfnete er ihr Inkognito. Er illustrierte beider Berichte sogar mit Fotos. Diese zeigen sie mit ihren Kriegskameraden nach Verleihung des Eisernen Kreuzes. Seit Januar 1915 erschienen in der Zeitschrift Raphael Berichte von einem jungen Kriegsfreiwilligen (S. 98), einem Einjährig-Freiwilligen (S. 93) sowie von einem Donauwörther Unteroffizier (S. 71, 79f.) bzw. von einem Leutnant (siehe Frontberichte aus Nordfrankreich). Diese Berichte erreichten die Redaktion der

Zeitschrift teilweise von den Kriegsteilnehmern direkt selbst, oder wurden von deren Eltern eingesandt. Nachdem sein Sohn Joseph von Nordfrankreich an die Ostfront verlegt worden und im Mai 1915 gefallen war, publizierte Schmidinger posthum sogar die Zeichnungen aus dem Skizzenbuch seines Sohnes von der Westfront im Raphael (S. 411).

Auch von Raphael Schmidinger, dem nachgeborenen Sohn, druckte der Raphael-Redakteur Briefe aus dessen Gefangenschaft im französischen Issoudun (Raphael 1915, S. 211–214, 220, 235–237(4), 243(1), 244(1), 245(1), 246(1), 315(1) und 326) ab. Fotos vom Einsatzort in und um Neuville illustrieren die Berichte (S. 219, 221, 230(2)).

Berichte des Kriegsfreiwilligen JOSEPH SCHMIDINGER (1895–1915) an seine Eltern

Zum erstenmal im Schützengraben.

Es geht mir den Umständen entsprechend ganz gut, nur haben wir viel durchzumachen und kommen dann oft nicht zum Schlafen. Die Strapazen sind ärger als die Gefahr des Erschießens. Dennoch reut es mich nicht und es hat mich auch noch nie gereut, freiwillig ins Feld gezogen zu sein, weil da alles fürs Vaterland ist. Es sind hier fast lauter Landwehrleute mit 34 bis 38 Jahren, die den Krieg schon seit Anfang mitmachen, und sie waren herzlich froh, daß jetzt so viele Ersatztruppen, die größtenteils aus Freiwilligen bestehen, zur Unterstützung kamen. Wir sind also unter die Alten gemischt. Wenn sich diese auch untereinander wohler fühlen, so kommen wir miteinander doch tadellos aus und sie behandeln uns mit väterlicher Liebe. Und es ist oft recht schön, wenn man einen älteren, bärtigen Mann sich mit einem 17-jährigen Kameraden unterhalten und ihn unterweisen sieht.

Mein erstes Gefecht

Am 1. Dezember [1914] zogen wir von R[ouvroy]. (bei Arras), wo unser erstes Bataillon einquartiert ist, weg. Zwanzig Mann unserer Kompagnie sollten heute die Feuertaufe erhalten. Auch unser Kompagnieführer, der ebenfalls mit von Neuburg [Donau] kam, hatte noch keine Kugeln pfeifen hören. So zogen wir durch unser Dorf, das vor mehreren Wochen von Granatfeuers arg mitgenommen wurde. Jeder von uns ließ sich die Sache von den Alten nochmals erzählen und dachte, ob er wohl diesen Weg nochmals zurückgehen werde. Fortwährend dröhnten in der Ferne die Geschütze, die wir schon mehrere Tage gehört hatten. Jeder tappte in der Dämmerung mit und dachte nun nochmals an seine Lieben daheim und schloß die Rechnung mit dem Himmel ab. Am Rande der Straße sahen wir hier und da ein schlichtes Kreuzlein mit einem Helm darauf, das Grab, wo ein tapferer Held auf die Posaunen des Gerichtes wartet. Nach zweistündigem Marsch geht es eine Anhöhe hinauf. Hinter dieser liegt der Feind. Die Luft erzittert vom Kanonendonner und es geht durch Schmutz und Schlamm und Schutt bis an die Kniee über die Wiese und Feld, da die Straße vom Feinde beschossen wird.



*Aus dem Schützengraben mit
Fliegerabwehrkanonen.*



*Soldatenliederpostkarte Nr. 8 von
Paul Hey.*

Wir marschieren so drei Stunden und uns Junge drückt der Tornister ganz bedenklich. Je näher wir aber zum Feinde kommen, desto fröhlicher wird unsere Stimmung. In der Ferne steigen zeitweise Leuchtkugeln auf, die die ganze Gegend erhellen, aber wir sehen noch nichts. In der Nähe knattern unaufhörlich die Infanteriegewehre. Jetzt geht es durch ein ganz zerstörtes Dorf, mit über die Straßen eingefallenen Mauern und Schutthaufen!

Jetzt wird Halt gemacht. Mein Freund Bertl [Schreiegg] von Donauwörth – auch zu Hause mein nächster Nachbar – ist immer neben mir. Patronen werden gefaßt. Jeder von uns hat schon 150 Stück und jetzt bekommt jeder nochmals 100. „Kein Wort darf mehr gesprochen werden!“ lautet jetzt der Befehl. Es geht hinaus aus dem Dorf. Der Zug stockt. Es geht in den Schützengraben! Da bloß ein Mann darin laufen kann, geht es ziemlich langsam. „Sssst“ tönt's über uns „Hörst“, sagt der Bertl, „da pfeift scho so a Vögerl“. Endlich kommen wir auch in den Graben. Er ist zirka 80 Zentimeter breit und 2 Meter hoch, so daß man also vor Infanteriegeschossen völlig geschützt ist. Alle 8 bis 10 Meter geht es wieder um ein Eck herum, und der Boden ist ganz uneben, so daß es uns bald hinüber-, bald herüberwirft. Eine halbe Stunde geht es so weiter. Endlich kommen wir am ersten Schützen vorbei, der an einer Schießscharte steht. Das Pfeifen der Kugeln wird immer stärker und wir Neulinge bücken uns unwillkürlich, obwohl es unmöglich ist, getroffen zu werden.

Jetzt sind wir an unserem Platz angelangt, jeder an seiner Schießscharte. Die Mannschaft, die abgelöst wird, steht noch zum Schuß bereit und vor uns kracht es unaufhörlich. „Wie weit sind wir weg vom Feind?“ frage ich ganz leise den Kameraden, der von mir abgelöst wird. „Ja, so 30 bis 40 Meter san's scho“, lautete die Antwort. Sofort lade ich mein Gewehr, er zieht das seine aus der Schießscharte heraus und ich lege das meine hinein. Die abgelöste Mann-



Grabenstück an der Westfront.

schaft zieht ab. Sie sind froh, daß sie heim dürfen. Wir sind in der vordersten Linie. 20 und 50 Meter hinter uns befinden sich wieder Schützengräben, deren Schützen über unsere Köpfe hinweg auf den Feind schießen. Wir stehen vorne, alle 4 Meter ein Mann. Vor uns ist eine Panzerplatte, durch die ein Infanteriegeschos nicht durch kann. In der Mitte befindet sich ein eiförmiges Loch, durch das hinausgeschossen wird. Nur wenn die Infanteriegeschosse hereintreffen, können sie einen verletzen. Neben mir stand links der Bertold. Wir schauten hinaus zu unserer Scharte, sahen aber nichts als stockfinstere Nacht. Ich zog mein Gewehr an die Backe und dachte: Mit Gott für König und Vaterland! und drückte ab. Es war mein

erster Schuß, der einen Feind töten sollte. Wir schossen halt in die Richtung, in der wir den Feind vermuteten. Wir trauten uns anfangs nicht recht, vor dem Schießloch zu stehen. Es ist ein ganz nervös machendes Gefühl, wenn man so gegen den Feind schießt und hat noch nichts von ihm gesehen. Nun, die Kugeln piffen so unaufhörlich über uns hinweg.

Endlich wurde es Morgen. Wir sahen circa 40 Meter vor uns eine lange Reihe aufgeworfener Erde, das war der feindliche Schützengraben. Am oberen Rande desselben erschien hie und da wieder ein weißes Wölkchen und wir schossen darauf los, daß der Dreck vom französischen Graben nur so herumflog. Von einem Manne sahen wir aber nie etwas, auch keine Mütze. So ging es den ganzen Tag weiter. Wenn einer heraus schoß, feuerten wir ganz mörderisch auf ihn. Es wurden uns immer wieder neue Patronen gebracht. Am Mittag begann auf französischer Seite einer aus dem Graben heraus zu schaufeln, und wenn wieder die Schaufel erschien, feuerten wir darauf. So ging es eine Zeit lang weiter. Auf einmal kam an einem Stecken eine Mütze zum Vorschein und der Franzose winkte mit derselben wie am Schießstande: „Nichts getroffen!“

Plötzlich begann die Erde zu beben und zu zittern, zu pumben, zu krachen und zu knattern, daß man meinen konnte, es sei der Teufel los. Alles, was schießen konnte, schoß in die dunkle Nacht hinaus: Maschinengewehre, Infanteriegewehre und Kanonen. Es war ein Angriff der Franzosen befürchtet und so wollten wir sie einschüchtern, was auch vollständig gelang. Nach einer Viertelstunde legte sich das Spektakel allmählich.

Der nächste Tag verlief wieder ziemlich wie der vorhergehende. Abends zehn Uhr wurden wir abgelöst und es ging zurück in das zerstörte Dorf, wo wir wieder Fleisch, Suppe und Brot bekamen. Wir übernachteten in dem Keller einer Brauerei. Früh sechs Uhr mußten wir wieder heraus und schanzen. Um zehn Uhr ging's wieder in den Keller. Wir mußten unsere Gewehre reinigen, die ganz und gar voll Schmutz waren, nachmittags von zwei bis fünf Uhr wieder schanzen und am anderen Tage ebenso. Abends sieben Uhr ging's dann drei Stunden zurück nach dem Dorf Rouvroy; wo wir richtig ausschlafen konnten.

Sonnenseiten des Krieges – Weihnachts-Vorabend

Gerade haben wir unseren Abend-Kaffee, natürlich ohne Zucker, getrunken, eine Zigarre wird angebrannt und über den morgigen Weihnachtsabend lebhaft disputiert. Wir sind in einem kleinen Zimmer eines kleinen Häuschens in R[ouvroy] (Nordfrankreich) einquartiert. Unsere Korporalschaft besteht aus sieben Mann, zwei Alte und fünf Junge (Freiwillige). Aber wir kommen tadellos miteinander aus. Fünf sind lauter Oberpfälzer und wir zwei „Schwoba“. Jetzt kommt einer zur Türe herein: „Der Schmidinger soll sofort auf die Kanzlei kommen!“ „Was ist denn los jetzt abends um sieben Uhr“ – ich weis's ned!

Nun so geh' ich halt hinüber zum Herrn Feldwebel. „Was wird der wieder wollen? Die letzten Tage habe ich ihm schon lauter Schrifttafeln an die Quartiere und solche Sachen machen müssen, jetzt soll er mir doch am Abend mei' Ruah lassen!“

Ich komme in die Kanzlei und klopfe an. „Herein!“ – „Herr Feldwebel!“ „Sie, Schmidinger können S' uns jetzt nicht alle so abzeichnen wie wir alle da sind. San S' so gut; Sie kriegen schon was dafür.“ – „Jawohl, Herr Feldwebel!“

„Brauchen S' Papier?“ Nein, ich hol' mir mein Skizzenbuch!“ „So, recht so!“ Ich laufe schnell, um es zu holen. „So, sind S' schon wieder da? Fangen S' nur gleich an!“ Unser Herr Feldwebel-Leutnant, der Feldwebel und mehrere Unteroffiziere waren gerade daran die vielen Liebesgaben, die für Weih-

nachten angekommen sind, für die morgige Christbescherung zu verteilen. Von der Mannschaft hatte jeder seinen Brotbeutel einliefern müssen und dieser wurde hier reichlich mit Zigarren, Zigaretten, Zucker, Schokolade, Dörrobst, Lebkuchen und allerlei anderen Sachen vollgepfropft, und so sollte ich jetzt unseren „Kompagniestab“ abzeichnen. „Soll ich meine Joppe anziehen und meine Mütze aufsetzen?“ fragte Herr Feldwebel-Leutnant, ein Bauführer in Zivil. – „Die Joppe könnte Herr Leutnant vielleicht anziehen“, ist meine respektvolle Antwort.

„Da trinken S' amoll!“ sagt unser Herr Kompagniefeldwebel und reicht mir zu meiner größten Freude eine ganze „Halbe“ echt Münchner Spatenbräu hin. „Trinken S' nur aus, es ist echt boayrisch!“

Ah, das war was! Seit einem Monat das erste Bier wieder. Im Schützengraben hätte ich schon manchmal fünf Mark für einen Schoppen gegeben und mein Freund der Bertl, der Bierbrauer, noch mehr.

Ich fing an zu zeichnen, denn ich war wohl gestärkt und brachte nun alle ziemlich erkenntlich aufs Papier. Ich bekam noch öfters vom edlen Gerstensaft zu trinken, auch Lebkuchen usw. wurden mir zugesteckt. Nach zwei Stunden war ich fertig. Ich „erlaubte“ auch dem Herrn Leutnant, daß er seine Joppe ausziehen durfte, und er war recht froh, da es ihm schon lange sehr heiß war. Jetzt wollten alle das Bild sehen.

„Tadellos!“ sagte Herr Feldwebel. – „Ja, do schau'n S' her!“ der Herr Leutnant. – „Wie dem Herrn Feldwebel sei Mützn gut g'macht ist!“ der Herr Unteroffizier. Und so ging's weiter. „Also mir machen S' ein's!“ sprach der Herr Leutnant – „Und mir auch ein's!“ – Mir auch eins! „Gelten S', ich krieg' auch ein's!“ „Ja, ja, jeder bekommt ein's“, sagte ich beschwichtigend. „Da haben S' noch zwei Flaschen Bier“, erklärte der Herr Leutnant, „aber machen Sie's schön!“ „Jawohl, Herr Leutnant! Gute Nacht, Herr Leutnant! Gute Nacht, Herr Feldwebel!“

„Gute Nacht, Maler!“ erklang's, und ich marschierte triumphierend mit meinen zwei Liter echt Münchner Spatenbräu meinem trauten Heim zu, die Stiege hinauf ins Schlafzimmer. Alles lag im Bette, das heißt, auf dem Strohsack. Es schlief aber noch keiner und das Licht brannte auch noch. „Hurra! A Bier hab i! Aa echt bayrisch's!“ „Was??!“ rief natürlich zuerst mein Bertl, dem begreiflicherweise das Nichtbiertrinken am härtesten ankam. „Nur gleich einen Becher her!“ Jetzt bekam jeder einen Schluck. Am meisten aber bekam mein „guter Kamerad“ Bertl. „Ah, Sepp, du bist a Mordsker! So a Bier, oh! Des isch was, da könnt i glei in d' Luft vor lauter Freud!“ Viel gab's für keinen, aber jeder wußte auch den Schluck des heimatlichen Gerstensaftes genügend zu würdigen. Nun, morgen Abend, am Weih-

nachtsabend, bekommt ja jeder eins. Es sind mehrere Fäßchen von der Löwenbrauerei München hier angekommen. Wir schliefen dann sanft ein und träumten von der Heimat. Plötzlich hörte ich: „Schmidinger, Schreiegg, Aufsteh'n! Marsch, raus! Aufsteh'n, Hopp! Schmidinger! Rrrrrrraus!“ „Was ist denn los?“ „Aufsteh'n!“ Was ist denn? Ist Alarm? Sind die Franzosen da? So schau doch! Post ist da!

Jetzt wurde ich gleich wach, kroch heraus und sah einen Haufen Pakete. Ich suchte gleich, sortierte: Schmidinger einmal, noch einmal Schreiegg eins, Schmidinger, Schmidinger und nochmal Schmidinger, gleich fünf Pakete auf einmal. „Na, das ist recht. Nur gleich das Messer her!“

Da schau her, Bertl, vom Rapp'l eins, aha! Schokolad' und Pfefferminz. Da, schau her, Sepp, juhu, was i' für a große Schachtl Zigaretten kriegt hab, das ist fein!

Schau, i hab' fünf kriegt. Aha, da ist eins von Herrn W[?], aha, Hartwürschtl. Tadellos. Und eins von der M. mit Gutsle! Oh, da schau her, was ich für ein nett's Pfeiferl hab!“ „Ah, die ist nett! Von wem?“ Von der Fl. R., die g'freut mi' die g'fällt mer, da muß ich gleich eine rauchen!“ Und gleich steckte ich die Pfeife an, an der ich jetzt noch meine helle Freude habe, legte mich mit der Pfeife nieder und schlief ein. Alle glücklich, wie Kinder!

Auch der Krieg hat seine Sonnenseiten, obwohl es den ganzen Tag heut' regnet.

Weihnachtsabend 1914 im Felde

Lange, lange freuten wir uns auf den Heiligen Abend. Wie Kinder zählten wir schon vorher die Tage und Nächte, bis das Christkind kam. Ich glaube noch nie im Leben habe ich so auf das Christfest gewartet, wie heuer im Felde, und endlich kam der 24. Dezember. Am Nachmittag schon bekamen wir unser Christgeschenk, jeder seinen Brotbeutel voll. Das war ein Jubel unter uns. Jeder packte seine Sachen aus: Lebkuchen, Zucker, Schokolade, Dörrobst, Zigarren und Zigaretten, Bonbons, Schreibpapier usw. Bertl bekam eine Tabakspfeife. Alles wurde mit Freuden bewundert, wie wir es vor Jahren als sechs- und siebenjährige Kinder auch taten.

„Abends fünf Uhr ist die Weihnachtsfeier in der Kantine!“ hieß es.

Zur bestimmten Stunde marschierte unsere Kompagnie dahin. Es war eine hölzerne Halle, die für diesen Zweck eigens gebaut worden war. Die Türe ging auf, wir traten ein. Alles war mit Tannengrün geschmückt und in der Mitte stand der symbolische Mittelpunkt des ganzen Festes, ein schlichter Weihnachtsbaum mit vielen Lichtern.



Weihnachten 1914.

Die Mannschaften verteilten sich um den Christbaum und warteten auf den Vater der Kompagnie, unseren Hauptmann. Die Mutter derselben, unser Feldweibel, war schon mit uns gekommen. Die freudige Stimmung wandte sich allmählich in eine ernste um und jeder dachte an die Heimat: Jetzt wird die Mutter noch die Weihnachtsgaben herrichten, dann den Weihnachtsbaum anzünden und Brüder und Schwesterlein werden mit Freuden darauf warten, bis die Türe aufgeht und ihnen all die irdische Herrlichkeit des Heiligen Abends vor Augen steht. Voriges Jahr war ich auch dabei. Ob heuer die Stimmung zu Hause auch noch so fröhlich ist? Jeder hatte wohl solche Gedanken und manche Träne sah man im Auge des Landwehrmannes wie in dem des jungen Kriegsfreiwilligen.

„Stillgestanden!“ Der Vater kommt. – „Guten Abend Kameraden!“ „Guten Abend, Herr Hauptmann!“ „Rührt euch!“ Der Hauptmann schritt vor den Weihnachtsbaum und sagte ungefähr folgendes: „Kameraden! Wir sind heute zu einer Feier beisammen, die unserer Heimat ureigenstes Haupt- und Freudenfest ist. Wir sind zusammengetreten, das Weihnachtsfest auf fremdem Boden, im Feindesland zu feiern, nicht im Kreise unserer Lieben. Kameraden! Laßt's euch nicht verdrießen, wenn ihr Weihnachten unter solchen Umständen feiern müßt. Jeder denkt heute gern zurück an die Hei-

mat, auch ich, aber wenn die Stunde gekommen ist, wo wir die Elenden unter die Hände bekommen, die uns diesen Krieg aufgezwungen, dann wollen wir es ihnen zeigen, was es heißt uns zu zwingen, Weihnachten nicht im Frieden in der Heimat feiern zu können!

Zeigt es ihnen, diesen Elenden! Und nun, Kameraden, feiert heute noch fröhliche Weihnachten und laßt euch alles gut schmecken! Jeder kann hernach anderthalb Liter Münchner Löwenbräu-Bier holen (stürmischer langanhaltender Beifall).

Laßt euch diesen Tropfen nur recht gut schmecken heute. Nach zwölf Uhr ist in der Kirche die Christmette. Auch die Protestanten können daran teilnehmen, auch ich werde als Protestant hingehen, und es wird gewiß keiner es bereuen, im Krieg die Christmette mitgemacht zu haben. Also glückliche Weihnachten, Kameraden. Jetzt wollen wir noch ein Weihnachtslied singen!“

Sogleich wurde das anmutige Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ angestimmt, das jeden durch seinen Klang ganz in die Heimat versetzte. Dann wurde die „Wacht am Rhein“ gesungen und die Feier war beendet! Im Quartier gab es dann Schweinebraten, Kartoffelklöße und Kartoffelsalat und – was die Hauptsache war – eine Maß bayerisch' Bier. Ein Göttermahl für uns Soldaten! Um dreiviertel zwölf Uhr marschierten wir ab zur Christmette. Es hatte in der Nacht gefroren und es hatte einen Reif, sodaß das Ganze doch einigermaßen eine Weihnachtslandschaft darstellte. Wo tags zuvor die Kanonen donnerten und das Gewehrfeuer knatterte, war alles ruhig. So zogen die Krieger in Haufen zur Kirche. Dort oben auf der Höhe der Feuerstellung ist auch alles stille. Da ertönt von dort ganz in der Ferne, das Horn eines Krieges: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Dort, wo vor Stunden Tod und Verderben hauste, war jetzt heiliger Gottesfriede! Wie rührend schön, ergreifend poetisch wunderbar das war, kann man nicht beschreiben.

Das schöne Lied verhallte allmählich. Weiter geht es der Kirche zu. Keine Glocken läuten die heiligen Tage ein, aber andere Glocken, unsere Herzen, setzen sich in mächtige Schwingungen, die ihren stillen Schall hinaus, weit hinaus ins deutsche Heimatland erklingen lassen und auch dort von schwingenden Herzen aufgenommen werden, einen mächtigen Akkord auf beide Teile wieder zurück werfen.

Die Kirche ist schon gedrängt voll und alles ist beleuchtet von Christbäumen und Kerzen. Wie lange schon hat die Kirche nicht mehr so viele fromme Beter gesehen! Und vielleicht ist in dieser Kirche noch nie so innig und so viel gebetet worden wie in dieser Christnacht von unseren rauhen

Kriegern. „Gloria in excelsis Deo!“ sang der Feldgeistliche, und es schmerzte mich, daß mit einem deutschen Lied geantwortet wurde und daß wir nicht singen konnten „et in terra pax hominibus!“

Hier erkannten wir wieder alle, was der Krieg ist, und gewiß wäre jetzt jeder so gerne zu Hause gewesen.

Aber wir wollen und müssen arbeiten, daß wir wenigstens das nächste Jahr zu Weihnachten einen guten und ganzen Frieden haben. Nur den Mut nicht sinken lassen! Opfern wir alle Arbeit Gott und unseren Lieben in der Heimat! Wollen wir am heiligen Weihnachtstag dem Christkind all unsere schwere Arbeit schenken, daß er auch freiwillig die Last der Menschen auf sich nahm und am heutigen Abend zu uns herabkam, um sein ganzes Leben für uns herzugeben. Ihm wollen wir alles zuliebe tun und auch der Menschheit, die es erlöst hat. So dachte wohl jeder in der Christmette.

Still und in ernsten Gedanken versunken zogen wir mit neuem, frischem Mut ins Quartier, um am heiligen Tag abends wieder leiblich und seelisch neu gestärkt in die Feuerlinie zu treten.

Nordfrankreich 8. Dezember 1914

Unsere erste Patrouille

Zwischen unserem und dem französischen Schützengraben lag ein Feld im Durchmesser von ungefähr 400 Meter. Da stiegen wir in einer Nacht mit Pickel und Schaufel zum Schützengraben hinaus, schlichen uns 200 Meter

vor und eine lange Linie wurde gebildet. Jeder grub sich schnell so tief als möglich ein, um gegen die feindlichen Kugeln, die fortgesetzt in der Luft herum schwirrten, einigermaßen geschützt zu sein. Das ging begreiflicherweise schnell. Jeder scharfte wie ein Maulwurf um hinunter zu kommen. Waren wir drunten, so gruben wir links und rechts weiter und stießen dann mit unserem Nachbarn zusammen und der Graben war fertig. Es wurden



Grabenkreuze gefallener Soldaten.

noch Schießscharten hineingebaut, ein Verbindungsgraben zur alten Stellung gemacht und dann mögen die Franzosen am Morgen große Augen gemacht haben, als sie uns so nah bei ihnen sahen.

Nur so können wir hier vorläufig vorgehen. Es kostet viel Schweiß, ist jedoch besser als Blut. Seitdem wir hier sind, sind die Unseren an dieser Stelle nach und nach schon 600 Meter voran gekommen.

Kommt man einmal nahe an einen französischen Schützengraben, so werden zuerst eine Menge Handgranaten und Bomben hineingeworfen, sodann wird mit Hurra drauf los gesprungen und bis die Unseren in den Graben kommen, sind sie alle davon. Der Graben wird sofort umgebaut, das heißt die Schießseite auf die Rückseite gemacht und die Franzosen müssen ihre Reservebesatzungsgräben, die gewöhnlich 300 Meter dahinter liegen, als vordere Feuerstellung benutzen. So geht es vorwärts, wenn auch langsam. Die feindlichen Schützengräben sind gewöhnlich in einem recht schlechten Zustande.

Zur Vorbereitung für solche Eroberungsarbeit wurde am 8. Dezember Nachts 7 Uhr unsere Kompanie vom Major beauftragt, eine Patrouille gegen den Feind vorzusenden. Es wurde in unserem Graben durchgesagt: Wer sich freiwillig auf Patrouille meldet, soll sogleich zum Feldwebel-Leutnant in den Unterstand kommen!

„Sepp! I' gang!“ sagte sofort der Bertl „Wart amol a biss!“ sagte ich „das ist fei' koa G'spaß!“ Wir überlegten rasch. Ich wollte den Bertl doch nicht so allein gehen lassen, aber er drängte, da er meinte er komme zu spät. Gleich war er fort. Mir war es gar nicht recht. Ich dachte, es sei noch zu viel gewagt, da wir erst das zweite Mal draußen waren und doch hierin noch wenig Erfahrung hätten. Wenn ich wenigstens nur auch mit wäre. Jetzt kam der Bertl zurück und sagte: „Ich bin noch der einzige, es hat sich sonst keiner gemeldet; man braucht noch zwei.“

„So geh' ich mit!“ sagte ich kurz entschlossen. Ich meldete mich sofort im Unterstand. Ein halbe Stunde darauf, um 8 Uhr, sollte die Patrouille abgehen. Da wurde noch der fehlende Mann, ein Freiwilliger aus Amberg, der das erstemal in der Feuerstellung war, für unseren Zweck gewonnen. Der Hauptmann lobte uns, erklärte uns die Sachlage, gab uns die Hand und sagte: „Respekt vor euch! Glück auf!“ Dann ging es über den Graben hinaus und ich dachte: „Nun in Gottes Namen! Wenn ich zurück komme, ist's recht und sonst bin ich auf alles gerichtet! Also vorwärts!“

Ich hatte gar keine Furcht mehr vor den Kugeln, die um meinen Kopf sausten. Wir schlichen langsam vorwärts. Es regnete, was vom Himmel herab konnte. Ich packte den einen beim Fuß und flüsterte ihm zu: „Wie heißt

denn du?“ „Fritz Hartmann!“ „Also du bist der Fritz, der da der Bertl, und i' der Sepp; das wir uns einander kennen!“ So, jetzt ging's wieder weiter auf dem Bauch, mehr schwimmend als im Dreck kriechend. Links von uns lag eine Straße, 350 Meter vor uns mußte ein feindlicher Horchposten sein und 50 Meter weiter der französische Schützengraben, den wir auskundschaften sollten. Wenn wir nun einige Zeit vorgekrabbelt waren, ruhten wir wieder ein wenig aus, schauten und horchten nach Leibeskräften. Die Kugeln sausten nur so um uns herum. Wenn dann eine Leuchtkugel kam, und solche kamen verdammt viele, mußten wir uns erbarmungslos ins nächste Loch werfen und wenn's noch so voll Schmutz und Dreck war, nur um nicht gesehen zu werden, denn sonst wären wir verraten gewesen. Immer krochen wir weiter.

Jetzt könnte bald der französische Horchposten kommen! So, das wird er jetzt sein. 15 Meter vor uns ein aufgeworfener Erdhaufen. Dahinter werden die Burschen liegen! „Sst“, machte ich und wir hielten großen Kriegsrat. Das Ergebnis war: Der Fritz blieb fünf Meter vor dem Graben, scharf beobachtend, das Gewehr im Anschlag, um jede Sekunde schießen zu können. Der Bertl kroch mit dem Revolver vor – das Gewehr hatte er nicht mitgenommen. In der einen Hand das Messer, um den Feind gleich niederzumetzeln, und ich folgte ihm nach, bis an die Zähne bewaffnet. Langsam, ganz vorsichtig, schlichen wir uns vor, jeden Moment den Kampf erwartend. Schon waren wir auf einen Meter dort. Nichts war zu hören oder zu sehen und wir waren doch jede Sekunde bereit, uns auf den Feind zu werfen. Vorsichtig streckten wir den Kopf über den Haufen und – nichts war da! Der Fritz wurde herbei signalisiert und dann ging's wieder vorwärts. Wir hörten schon hie und da ein Geräusch vom französischen Schützengraben und krochen so nahe hin, bis wir sie gut reden hörten. Sie schossen auch fest heraus, aber immer über uns hinüber. Wir blieben noch eine Zeit lang liegen und krochen dann sachte zurück, zuerst ganz langsam, dann immer rascher und zuletzt hüpfen wir auf allen Vieren so schnell als möglich zu unserer Stellung zurück.

Flugs waren wir wieder im Graben. „Gott sei dank, daß wir wieder da sind!“ Durch und durch naß und voll Dreck über und über. „Ja, ihr kommt wieder!“ sagten die Kameraden, die uns für verloren hielten. „Daß ihr nur wieder da seid!“ sagte der Herr Feldwebel-Leutnant. Sie hatten uns alle für gefangen oder für tot gehalten und wir waren ganz erstaunt, als wir erfuhren, daß es schon zwölf Uhr nachts war, daß wir also vier Stunden gebraucht hatten. Wir meinten, es wäre vielleicht eine oder anderthalb Stunden gewesen. Der Bertl ging sofort zum Herrn Hauptmann, um Meldung zu ma-

chen, und dieser gratulierte ihm und uns und freute sich über den glücklichen Ausgang. Er hatte an unsere Rückkehr auch gezweifelt und sagte, wir würden dafür schon belohnt werden.

Wir wickelten uns in unsere Mäntel und legten uns in unser Loch, da wir jetzt schlafen durften. Das Loch ist in der Vorderwand des Schützengrabens eingehauen und gerade so groß, daß ein Mann darin liegen kann. Es schaut ungefähr so aus wie ein „Heilig Grab“ am Karfreitag.

Wir schliefen in unserem Erdloch trotz der nassen Kleider wie Götter. In der Frühe kam nochmals der Hauptmann, gab uns die Hand, beglückwünschte, lobte uns und war recht huldvoll mit uns jungen Kriegern. Beim nächsten Appell ließ er uns vor der ganzen Kompanie heraustreten, gab uns die Hand und stellte uns der ganzen Kompanie als Muster vor.²

Alltag im Schützengraben

Kameradschaft im Kriege ist etwas so schönes, daß man erst begreift, wenn man selbst alles Gute und Schlimme des weltverheerenden Kampfes mitmacht.

Ich will dies nur an Erlebnissen in der eigenen Gruppe schildern. Wie in einer Familie der Vater und die Kinder, so wohnen wir beisammen in unserem kleinen Arbeiterhäuschen einer Arbeiterkolonie des Kupferbergwerkes in F. Unsere Kolonie wurde „Neue Schanz“ getauft. Wie eine Familie stehen wir im Schützengraben, dem Feind und dem Tod ins Auge schauend, jeder um den Anderen besorgt wie Brüder. Der „Vater“, der Landwehrmann L. Forster aus dem Bayerischen Wald mit seinem schönen Kriegsbart, ist allzeit um uns bekümmert, versorgt uns immer mit dem Nötigsten, kocht uns in aller Frühe schon den Kaffee, und da er manchmal bei der Gulaschkanone (Feldküche) genannt zu schaffen hat, bringt er immer etwas mit für seine hungrigen Jungens. Wenn wir vier Tage Rast in unserem Quartier haben, dann gibt's etwas ganz feines: Kartoffelknödel. Da geht's drauf los, es ist unser bestes im Felde. Der „Vater“ macht's aber auch tadellos, sodaß immer noch andere kommen, sogar der Herr Zugführer, und da heißt es dann: „Habt's kei Klöß mehr übrig?“ Wenn noch was da ist, teilen wir gern mit den Kameraden.

In der Frühe wird gewöhnlich um halb sechs Uhr aufgestanden, Kaffee getrunken und um neun Uhr ist in der Regel Appell mit Gewehr oder Monturen, Mantel usw. Wenn nicht bei der Feldküche gekocht wird, wird selbst das Mahl bereitet und auch im ersten Fehrl machen wir uns Zuhause selbst noch was dazu. Nachmittags ist auch noch oft Appell, die Kleider, Waffen

usw. werden wieder gereinigt, was meistens keine kleine Arbeit ist, da bei dem jetzigen Wetter der Schützengraben von Schmutz und Dreck starrt. Wird's dann dunkel, so wird noch ein Tarock gemacht. Unser „Sepei“, auch ein Landwehrmann aber noch Junggeselle, spielt fest mit. Er ist unser Originellster. Sein Humor und Witz geht nie aus und den ganzen Tag haben wir die beste Unterhaltung mit ihm. „Ich und der Hindenburg“, meint er immer, „wenn's auf uns ankäm'!“ Wir haben ihm schon versprochen, daß wir ihn nach dem Kriege einmal in seiner Heimat besuchen; Sie ist auch im Bayerischen Wald in der Nähe derjenigen des „Vaters“ Forster. Der Sepei und der Vater machen den Krieg schon seit Anfang mit und erzählen oft von ihren Gefechten bei L. und F. Die Kompanie ist arg mitgenommen worden, der jetzige Bestand ist erst nach und nach zur Verstärkung gekommen.

„Dort konnt man noa wos dawischen“, meint unser Sepei, „manchem Gockerl und Anderl hob i den Hoals obdraht. Do hom ma no wos zu trinka ghabt, Wein an ganzen Haufen und beim Sturmangriff bei der Windmühlhöh, do sans glaufa die Franzosen die Truppen!“

Am Abend geht's wieder in den Schützengraben. Der Tornister wird mit Proviant gestopft und dann geht's fast zwei Stunden hinauf in die Stellung. Der Sepei schaut sofort, wo er das beste Loch zum Einigknoppen (hinein hocken) findet. Wir gehen weiter. „Do war a schöns Löchl gwen“, meint er bedauernd, nicht dort bleiben zu dürfen. Jetzt sind wir in unserer Stellung angekommen „Wo ist denn der Sepei?“ – „Ja, der sitzt schon in seinem Loch und schaut, ob es recht bequem ist!“

Die abzulösende Mannschaft zieht ab, gewöhnlich ist's neun Uhr abends. Zwei Tage müssen wir jetzt hier bleiben. Es muß fast ausschließlich durch die Schießscharte beobachtet werden und jeder freie Moment wird zur Herstellung des bequemsten Sitzes in der Höhle benützt, gegebenenfalls das Stroh besser gerichtet, und wenn dann der Tag angebrochen ist, können wir uns in unser Loch setzen oder legen.

Der erste ist immer der Sepei. Er hat sich schon in Decken und Stroh eingewickelt, die Füße mit Lappen ganz umhüllt. Wie ein Wickelkind liegt er drinnen, ganz überlegen lächelnd. Da geht er nicht mehr heraus, bis es dunkel wird oder wenn gerade die Herren Franzmänner uns tagsüber einen Massenbesuch abstatten würden. Da wäre er wie der Blitz da, um fest drauf los zu pfeffern. Von der Gruppe muß einer tagsüber beobachten. Die Franzosen lassen sich nicht so leicht sehen. Wenn dann plötzlich eine feindliche Batterie unseren Graben mit Granaten und Schrapnells überschüttet, so springt alles in die Löcher. Bei der kleinsten Pause schaut einer hinaus,

ob sie nicht vielleicht selbst kommen. Da kracht es manchmal ganz höllisch. Die feindliche Infanterie aber ist ja nicht zu fürchten. Erst jüngst hörten wir eine Stunde lang, wie französische Offiziere und die Mannschaft in ihrem Graben stritten, da letztere den Gehorsam verweigerte und gegen uns nicht vorging, da sie den sicheren Tod vor Augen sah. Wir hörten immer „Allons! Allons!“, aber niemand hörte darauf und niemand kam. Schade, daß wir nicht soviel französisch konnten, um die niedlichen Schimpfwörter, die sich die Franzosen selber an den Kopf warfen, übersetzen zu können.

Sind die zwei Tage vorüber, so geht es wieder in unsere Bereitschaftsstellung oder heim nach X. Dort hat dann gewiß Forster, der schon vorausgegangen ist, für eine warme Stube und einen heißen Kaffee gesorgt³.

Die fünfte Patrouille

Es war der 6. Februar [1915], und es sollte auf Brigadebefehl eine Patrouille an den feindlichen Schützengraben geschickt werden, um auszukundschaften, ob in demselben neue Truppen seien. Das war eine schwierige Aufgabe. Um sie auszuführen, nahmen wir einige Handgranaten mit, ich eine und der Seppl eine, um gegenüber einem feindlichen Horchposten oder einem einzelnen gerüstet zu sein. Um acht Uhr sollte die Patrouille abgehen. Der Feind war ungefähr 200 Meter von uns entfernt. Wir krochen einen alten französischen Schützengraben entlang, bis wir ohne Hindernis etwa 20 Meter vor dem französischen Schützengraben angekommen waren. Es kam



Granattrichter zu Bailleul

eine Leuchtkugel. Wir duckten uns und sahen, als sie ihre Kraft verloren hatte, daß ein paar Meter vor uns ein großes Loch war. Ich sagte „Obacht, hier könnte ein Horchposten drinnen stecken!“ Wir umschlichen mit Messer und Revolver in der Hand das Loch. Wieder eine Leuchtkugel. Wir sahen, es war eine Untermunitionierung der Franzosen, die von unserer Artillerie zerstört worden war. Der Schacht war leer. Man konnte von demselben aus in den französischen Schützengraben kommen. Wir hörten ganz ge-

nau, wie französische Pioniere vor dem Graben Draht Hindernisse machten. Wir krochen heran und beobachteten sie, die ungestört arbeiteten. Von denen konnten wir aber keinen für uns gewinnen, denn es war ein Zug, der dicht nebeneinander stand. Wir verständigten einander. Ich und der Seppl standen auf, machten die Handgranaten zur Explosion fertig, warfen sie auf „eins, zwei, drei!“ und sprangen dann wie der Teufel zurück. Die Franzosen mochten wohl sehr überrascht gewesen sein und wahrscheinlich schwere Verluste im Verhältnis gehabt haben. Da wir nur gegen zehn Meter von ihnen entfernt waren. Kaum waren wir im Graben angekommen, kam schon ein französischer Scheinwerfer und wir erhielten Infanteriesalven. Gott sei Dank, zu spät! Wir lachten uns den Buckel voll und brachten unserem Hauptmann den Rapport. Er lobte uns.

Die Patrouille dauerte 5 ¼ Stunden. Ihr seht, daß ich viel Glück und den Mut noch nicht verloren habe.²

Ausflug aus dem Schützengraben

Gestern – am 22. Februar 1915 – hatten wir einmal, nach manchen harten Zeiten, einen schönen Tag. Früh acht Uhr wurden wir, die erste und die zweite Gruppe der Kompanie, auf einen Wagen geladen und nach C. bei Douai zu fahren. Dort sollten wir baden, und was uns die Hauptsache war, unsere Achtfüßler [Läuse] – ihr werdet staunen! – die wir im Brauereikeller in N[euville] in dem alten Stroh aufgelesen und die sich riesig vermehrt hatten, anbringen. Der Wagen war vollgepfropft. Man denke, 20 Personen besetzten ihn. Mit Jubel ging's dahin, durch viele Ortschaften der französischen Kornkammer hindurch. Manches Lied wurde gesungen. Wenn uns einer fragte, wohin wir fahren, antworteten wir scherzweise „Nach der Heimat!“

Welch ein Leben sahen wir da hinter der Front! Ein Fuhrwerk nach dem Anderen: Munitionskolonnen und Proviantkolonnen, Autos und Zweiräderkarren, Radfahrer usw. Jede Straße wimmelt von Menschen und Fuhrwerken. Ein Trainsoldat von Mailhingen bei Nördlingen, also ein Landsmann, der mit einem Karren voll Weizenkorn in einer Wagenkolonne von zehn Fuhrwerken fuhr, erzählte mir, daß im nächsten Dorf täglich tausend, sage und schreibe, tausend Zentner Getreide von deutschen Soldaten gedroschen wurden. Und so in vielen anderen Ortschaften auch. Alles wird ins deutsche Vaterland transportiert. Als wir dann in dieses Dorf kamen, sahen wir viele Landsturmeute und Zivilbevölkerung bei den Dreschmaschinen und um das ganze Dorf eine Strohmauer von ungefähr sieben Meter Höhe und

zehn Meter Breite, die reinste Festung. Solange es noch soviel Getreide gibt – dachte ich mir – darf sich England nicht träumen lassen, uns deutsche Michls aushungern zu können.

Mit Gesang ging's weiter, immer an Wagen, Autos, Munitionskolonnen vorbei. „Sei gegrüßt aus weiter Ferne, teure Heimat, sei gegrüßt“, klang es aus frohen Soldatenkehlen hell ins Feindesland hinein. Nach vier Stunden kamen wir in C. an. Zuerst tranken wir noch in der Wirtschaft zum „Deutschen Kaiser“ ein Glas Bier und aßen unser Mittagessen, das wir von der Kompanie mitbekommen hatten. Dann ging's ins Ortslazarett, das für das ganze Armeekorps die Rheumatismuskranken, Verwundete ausgenommen, beherbergt. Dort war das Bad für uns „Maulwürfe“, die ein Vierteljahr und länger nichts als Schützengräben kannten, bereitet. Es tat uns sehr wohl und man wird es begreifen. Während wir im Bade waren, wurden Kleider und Wäsche einer Desinfektion unterzogen und die Achtfüßler in einer Hitze von 135 Grad unschädlich gemacht. Wie neu geboren kamen wir uns nach dem Bade und in den „entvölkerten“ Kleidern vor. Wir waren frei von allem Ungeziefer und befreit von mancher unruhigen Nacht. –

Inzwischen war es drei Uhr Nachmittags geworden. „Jetzt fahren wir nach Douai!“ hieß es. Nach einem Glas französischen Sauerbieres ging's wieder auf unserem vorsintflutlichen Karren vorwärts und hinein nach dem eine Stunde entfernten Douai, der Hauptstadt des Departements Nord mit ungefähr 25.000 Einwohnern, vor dem Krieg eine Stadt, reich an Bildungsanstalten, Kunst- und naturwissenschaftlichen Sammlungen, Fabriken, Glashütten, Klöstern, Militärwerkstätten usw.

Nach drei Monaten kamen wir also wieder in die zivilisierte Welt zurück. Zuerst an Fabriken, Arbeitshäusern vorbei an einem Denkmal eines großen Bildhauers, der in Douai geboren und in Florenz gestorben, dann ins Innere der Stadt. Dort sah man nichts vom Kriege, obwohl vor fünf Monaten die schrecklichsten und blutigsten Straßenkämpfe stattgefunden hatten. Es ist gerade, als ob man in München oder in Augsburg wäre. Es fehlen nur die kriegstauglichen Männer, dafür ist aber sehr viel deutsches Militär da. Man sieht Herren in schwarzer Wuchs und Damen in Pelzgarnituren der Pariser Mode. Nur die reichere Bevölkerung ist da geblieben, die Arbeiterfamilien haben sich zum größten Teil ins Innere Frankreichs geflüchtet. Franzosen und Französinen mit dem roten Kreuz am Arm sieht man eine ganze Menge. Die Lebensmittel sind recht teuer. Zwei Eier kosten z.B. 40 Centimes, ein Pfund Butter 2,40 Franc, ein Pfund Käse 1,70 Franc.

Mit unserem Fuhrwerk ratterten wir über das Pflaster der alten Stadt. Wir konnten schon sehen, daß wir als Schützengraben-Soldaten erkannt wur-

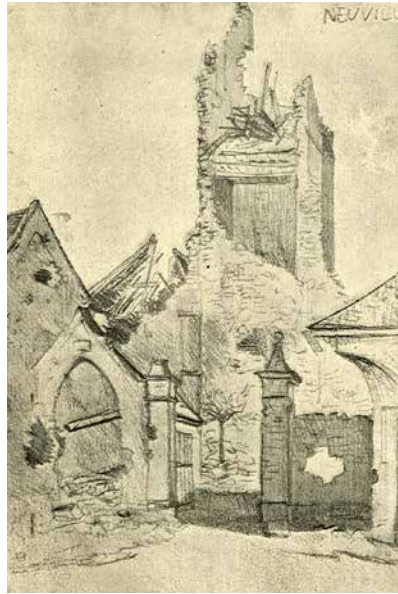
den. Die dortige deutsche Besatzung kommt schon schöner in ihren neuen Uniformen einher, als wir in unseren abgetragenen Röcken, auf die wir aber doch stolz sind. Wir sahen auch noch viele blau-rote Uniformen des bayerischen Landsturmes. Nun hieß es, nachdem wir genug von Douai gesehen: Jetzt müssen wir aber doch auch ein paar Glas Bier trinken, und wenn's kein bayerisches ist, so doch ein französisches. Der Unterschied ist freilich himmelweit. Wir stiegen ab und gingen in ein Estaminet (kleine Bierkneipe) deren es in Frankreich sehr viele gibt. Gasthäuser wie bei uns daheim sieht man nicht. Der Wirt und die Wirtin begrüßten uns aufs höflichste und wir machten ihnen durch Zeichen begreiflich, daß wir gerne Bier hätten. Der Schoppen kostete 20 Pfennig. Geschmeckt hat es uns, obwohl man zu Hause gesagt hätte, es wäre Tröpfelbier. Mich wunderte bloß, daß mein Freund Bertl, der Bierbrauer, ein paar Glas trank, obwohl er fortwährend darüber schimpfte. Aber naß war's halt doch! Da man in der Kneipe nichts als Bier bekam, sagte mein Korporal Meierhuber: „Du Sepp, hol' mir an Käs oder sonst was z'essen.“ Ich ging gleich ins Innere der Stadt und konnte in einem Laden nach langen Gestikulationen des Kaufmanns und meinerseits einen Käs für den Korporal und mich erhalten. Dann marschierte ich wieder, obwohl etwas versäumt, durch die architektonischen Sehenswürdigkeiten zu unserem Estaminet zurück. Zu meinem Schrecken sah ich, daß der Wagen schon abgefahren war. Ich ging bestürzt hinein und sah zu meinem Glück, daß der Korporal und die drei anderen Kameraden noch da saßen. „Die sind auf einmal alle fort“, sagte der Unteroffizier, „aber es macht nichts, wir kommen schon noch heim. Jetzt bleiben wir erst recht da, denn wir müssen alleweil noch auf Schusters Rappen zurück.“

Um sechs Uhr abends machten wir fünf Hocker uns auf den Weg. 15 bis 20 Kilometer hatten wir zu gehen. Auf der Brücke sagte uns der Posten, daß der Wagen, nach dem wir fragten, vor einer Stunde dort hin gefahren sei. Das war aber gerade die entgegengesetzte Richtung. Na, die werden schön heim kommen. Der Korporal lachte und meinte: „Die hätten doch auch nicht gedacht, daß wir früher heim kommen als sie.“

Durch viele kleine Dörfer ging unser Weg. Nach einer Stunde kamen wir an eine schnurgerade Straße, die rechts und links mit hohen Pappeln eingefast war. Der Bauer, den wir nach dem Weg fragten, bedeutete daß immer g'rad aus H ... L ... die letzte Ortschaft vor unserer Ortsunterkunft N[euville]. sei. Da kam im rasenden Tempo ein Fuhrwerk hinter uns her gefahren, leider nicht das unsere. Zwei Mann, der Fritz, der die erste Patrouille mit mir gemacht, und ich sprangen wie Katzen hinten hinauf, die anderen drei hingen sich hinten an den Wagen und sprangen so mit. Ein Bild zum Malen!



Newville 1915.



In der Zeichnung Schmidingers.

So ging's fünf Minuten in wahnsinniger Geschwindigkeit weiter. Aber nun riefen die Hinteren: „Steigt runter, wir können's nimmer derschnauf'n!“ Wir zwei mußten herunter und in dunkler Nacht stapften wir in der langen Allee weiter. Nach einer Viertelstunde kamen wir an eine kleine französische Zweiräderchaise mit einem kleinen Ponny voraus. Der Karren, der von einer Madame gelenkt wurde, war jämmerlich am Straßenrand im Schmutz stecken geblieben. „Dem Rößlein war's so schwach im Magen!“ Wir waren so „barbarisch“ und halfen dem Fuhrwerk aus dem Schlamm, sodaß das Rößlein wieder lustig auf der Straße weiter traben konnte. Die Madame überhäufte uns mit: „Merci, Messieurs!“ („Dank, meine Herren!“). Auch wir gingen weiter. Da kam noch einmal ein Fuhrwerk mit einem biederem Badenser. Er ließ uns alle fünf aufsitzen und bald waren wir in H ... L ... „Ja, jetzt gehn wir no net heim!“ meinte der Korporal. Gerade nebenan, wo wir ausstiegen, war wieder ein Estaminet. „Sie tranken noch eins, eh' sie gingen“, und aßen Käse und Butter dazu. Dann ging's weiter. Eine Stunde darauf, nachts zehn Uhr langten wir im Quartier an; die anderen waren noch nicht da. Nachdem wir Kaffee gekocht und getrunken hatten, legten wir uns aufs Stroh. Früh vier Uhr wurden wir geweckt. Die Kameraden, die

uns im Stich gelassen, kamen von ihrer Irrfahrt zurück. „Fost bis ins Belgien san mer einikemma!“ („Fast bis nach Belgien sind wir hineingekommen!“) meinte treuherzig der Sepei aus dem Bayerischen Wald. Sie hatten sich verfragt und waren statt nach Beaumont nach Fraumont gefahren. „Die verdiente Strafe“, meinte der Korporal, „daß ihr uns davongelaufen seid!“ Das war der lustige Ausflug aus dem Schützengraben. Auch eine Sonnen- seite des Kriegeslebens, ein Stück sonniger Kameradschaftlichkeit.⁴

Soldatenleben

Geschrieben im Schützengraben am 27. März 1915.

In den Schützengraben ist nun auch der Frühling eingezogen. Schon lange hören wir den herzerquickenden Gesang der Lerche, genau wie in der Heimat. Die langen Nächte sind gewichen und die Sonne scheint schon auf Freund und Feind. Die Zeit des fürchterlichen Schmutzes ist vorbei, die Gräben sind trocken, sie fallen und rutschen nicht mehr ein. Die Heftigkeit des Kampfes hat nachgelassen, es ist jetzt recht erträglich im Schützengraben. Viereinhalb Stunden haben wir zu marschieren, bis wir in die Feuerstellung kommen. Dann ist es gewöhnlich 12 Uhr nachts. Ziemlich müde kommt man an, da man auch eine ganze Stunde im Laufgraben marschiert. Sind wir an Ort und Stelle, so wird der Tornister abgelegt. Der Rücken ist naß von Schweiß und die ersten zwei Stunden friert es einen schon.

Wir müssen immer beobachten, ob der Feind nicht heran kommt. Groß wäre die Gefahr, im Beobachten leichtsinnig zu sein. Schon fünf Monate warten wir an derselben Stelle auf den Feind, der nie kam und vielleicht auch nicht mehr kommt. Wie leicht denkt da einer, die Franzmänner kommen ja doch nicht, und er schläft langsam ein, von dem langen Marsch ermüdet. Und doch muß jeder die ganze Nacht nach dem Feinde unaufhörlich ausspähen. Wenn es nicht regnet, geht dies schon, aber bei Wind und Regen ist es nicht besonders angenehm.

Oft werden Patrouillen ausgesandt, um sich über das Leben und Treiben des Feindes zu orientieren. Nachts wird beiderseits auch viel geschossen, um gegenseitige Angriffe zu verhindern. Den Kopf darf man nicht lange über den Graben hinausrecken, da die Kugeln fortwährend herübersausen. Gewiß wurde das Morgenrot und die Sonne noch nie von so vielen mit solcher Sehnsucht erwartet als von den Kriegern in diesem großen Völkerkampf. Wenn es einigermaßen hell ist, so wird alles im Schützengraben munter. Von der Gruppe, also von acht Mann, muß jetzt nur noch einer

nach dem Feind lugen, die anderen sieben sind frei, können ihre Sachen herrichten, lesen, schreiben und schlafen. Ist es ganz hell, so verkriecht sich dann nach und nach jeder wie die Fledermäuse oder wie die Räuber, die das Tageslicht scheuen müssen, in die Schlupflöcher.

Gewöhnlich kommen dann einige Schüsse als Morgengruß vom Feind herüber. Ich lege mich auch in meinen Unterschlupf, vor dem ich mein Zelt gehängt habe, um zu schlafen. Nach vier Stunden komm ich zum Wachen dran. Ich schlafe auf dem Steinboden so gut wie daheim im weichen Federbett. Die vier Stunden sind im Nu vorbei, ich muß heraus. Die Sonne steht schon hoch am Himmel. Ein Flieger muß in der Nähe sein, man hört das Surren. Ich schau und schau lange, bis ich ihn am blauen Himmel entdecke. Kreuz und quer durchstreift er die Lüfte wie ein Bussard, der sich eine Maus sucht. Ob es Freund oder Feind ist, kann man mit freiem Auge nicht erkennen. Wir Infanteristen schießen nicht auf ihn, da er zu hoch droben ist. Es muß schauerlich schön sein, aus solcher Höhe auf die durchwühlten Gefilde Frankreichs herab zu sehen und die Gräben von Freund und Feind so schön beobachten zu können. Schon wieder habe ich das Flugzeug aus dem Auge verloren. Doch, da ist es! Jetzt tauchen eins, zwei, drei, fünf, acht weiße Wölkchen neben dem Flieger auf. Er wird von der Artillerie mit Schrapnells beschossen. Nun verstärkt er seine Geschwindigkeit, die Wölkchen bleiben hinter ihm. Doch, da tauchen wieder einige vor ihm auf, er aber fliegt surrend davon, bis er meinem Auge entschwindet.

Ich schaue wieder zu unseren Herrn Nachbarn, den Franzosen hinüber. Sie verhalten sich zufriedenstellend; nur einer macht den Graben sauber und wirft Erde heraus. Das kann ich nicht zugeben, ich muß ihm doch einige blaue Bohnen zum Frühstück hinüber senden. Er steht zwar so tief im Graben drinnen, daß man ihn nicht treffen kann, aber ich muß ihm doch zeigen, daß wir auch noch da sind.

Bums! Die Erde staubt vor ihm auf. Noch zwei Schüsse. Er schaufelt unverdrossen weiter und lacht mich wohl aus, aber er hat doch eine Portion französischer Erde im Gesicht. 500 Meter vor mir liegt ein französisches Dorf, teilweise noch vom Feinde besetzt und fürchterlich zerstört. Dort rechts hinter dem Walde steht - -

Bum! Bum! Bumbumbum!

Kopf hinunter! Die Erde bebt, Erde, Steine, Steinsplitter fliegen in der Luft umher. Eine Salve der französischen Artillerie war es. Doch weit hinter uns schlug es ein. Noch eine zweite. Die Erde zittert und wackelt, als ob alles einfallen wollte. Meistens treffen die Franzosen mit ihrer Artillerie wenig, da die Gräben doch recht eng sind. Bald ist alles wieder ruhig. Die Lerche



Schussbereiter Mörser, Kaliber 21 cm.

ein wenig Speck und Brot und lege mich nieder bis zum Sonnenuntergang, wo alles wieder herausmuß zur Wacht.

Mitleid und Pflicht

Vor einem Jahr hätten es sich die Bergarbeiter von N[euville]. nicht träumen lassen, daß ihre Kinder jetzt den deutschen Soldaten die Uniformen reinigen. Wir haben in unserem Quartier zwei junge Franzosen, die wenn wir aus dem Schützgraben zurückkommen, sofort mit großem Fleiße ans Reinigen unserer Kleider und Stiefel gehen. Als Lohn dafür bekommen sie



Bettelnde französische Kinder in Bailleul 1915.

hoch oben läßt sich durch das mörderische Treiben nicht beirren in ihrem Trillern.

Meine zwei Stunden Wache sind vorüber, ich muß die Ablösung holen. Die schläft aber noch fest im Unterstande.

„He du, Kamerad! Raus zum Beobachten!“ – „Ha, Zeit ist's – So!“ Langsam kriecht er heraus, die Augen reibend. „Hast g'hört, wie's her g'schossen ham?“ – „Na, nix hab i g'hört.“ Er hatte geschlafen, wie wir alle schlafen. Da läßt sich keiner stören.

Er geht an seinen Platz. Ich esse

ein wenig Speck und Brot und lege mich nieder bis zum Sonnenuntergang, wo alles wieder herausmuß zur Wacht.

dann von uns ein Stück Schokolade oder eine Zigarette. Hier in der Gegend sieht man schon die jungen mit fünf bis sechs Jahren mit den Zigaretten im Mund, ja manchmal sogar mit einer Pfeife, und sie dampfen drauf los wie ein Alter. Gesund schauen sie dabei natürlich nicht aus. Man sieht, daß es in Frankreich in dieser Beziehung, und in sittlicher noch viel mehr, gewaltig spukt.

Unsere Jungen sind jedoch sehr ordentlich, besonders der Désiré. Bei meinem Freunde ist auch so ein junger Putzer, der Vater und Brüder im Kriege hat. Wenn wir alle vier Tage in den Schützengraben ausmarschieren, weint er, da er fürchtet, wir könnten vielleicht seinen lieben Vater oder Brüder treffen und er bittet uns dann, nicht zu schießen. So manche Träne sieht man, wenn wir singend in die Stellung marschieren, in den Augen der Mütter und Frauen, die Vater, Sohn oder Bruder uns gegenüber stehend haben, von denen sie schon ein halbes Jahr, seitdem dieses Gebiet von uns besetzt ist, nichts mehr hörten. Manchem deutschen Soldaten geht das auch zu Herzen und man denkt sich: Wenn jetzt die Sache umgekehrt wäre! Das ist der Krieg! Wenn man so mit Mitleid gegen seine Feinde marschiert, hört aber im Schützengraben bald wieder die Kugeln um die Ohren pfeifen, so denkt sich der Bayer: Wart', ihr Lumpen, ihr schlechten, ich will euch schon das Schießen austreiben! Der Groll ist wieder da und einige blaue Bohnen werden wieder hinüber geschickt.

Ist dann wieder eine recht kalte, regnerische Nacht, da wir zwölf bis vierzehn Stunden ununterbrochen allen Unbilden der Witterung ausgesetzt sind und ununterbrochen nach dem Feinde spähen müssen – denn jeden Augenblick kann er kommen – dann brütet auch der deutsche Krieger vor sich hin und sagt sich: Wenn ich nur die Anstifter dieses Krieges, diese gottlosen Schurken, da hätte, die so viel Unheil auf die Welt gebracht haben! Wieviel Tausende stehen jetzt einander gegenüber, hungernd, frierend, Groll im Herzen, um sich gegenseitig bald abzumorden. Gott strafe die Gottlosen! So denkt jeder Freund und wahrscheinlich auch der Feind. Wir aber wollen doch diesen Krieg gewiß nicht, müssen aber doch den Feind vom Vaterlande fern halten und unseren Lieben daheim durch den Sieg den Frieden, den dauernden ehrenvollen Frieden erkämpfen.

Die neunte und zehnte Patrouille

Als wir nun wieder im Schützengraben anlangten, mußte ich zum Kompagnieführer. Ich konnte mir schon denken, was los sei. „So, Schmidinger, für Sie hätte ich wieder was besonderes“, sagte der Hauptmann. „Wie Sie wissen, ist übermorgen vom Franzosen eine Offensive angesagt. Wir vermuten, daß sie auf unsere Stellung Sappen (unterirdische Laufgräben für Sturmangriffe) vortreiben. Es wäre mir recht, wenn Sie sich um die Sache näher erkundigen wollten. Ich lasse Ihnen ganz freie Hand. Nehmen sie einige Leute mit.“ – „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“
„Viel Glück! Auf Wiedersehen.“ – „Danke gehorsamst!“

Mein Freund Bertl konnte leider nicht mitgehen, da er eine halbe Stunde hinter der vordersten Linie in Unterstützung als Gruppenführer lag. Der Fritz, der in meiner Gruppe war, ging selbstverständlich mit; außer ihm noch ein guter Kamerad, Georg Unterberger.

Stockdunkel die Nacht. Es war der 14. März, geschossen wurde auf beiden Seiten wenig. Hie und da flog eine Leuchtkugel in die Luft. Ich suchte zuerst einen geeigneten Platz für die Patrouille, an dem wir möglichst gedeckt an den Feind kommen konnten. Die Gegend vor uns kannte ich ja genug, da wir schon bald vier Monate dalagen. Zwischen den beiden feindlichen Schützengraben, die durchschnittlich 100 bis 150 Meter auseinander liegen, bin ich und Bertl schon oft auf nächtlichen Patrouillen herumgestreift. Wir dürfen getrost sagen, daß wir uns da vom ganzen Bataillon am besten auskennen.

Punkt zwei Uhr nachts krochen wir drei Mann über die Brustwehr hinaus. Mit dem Revolver in der Hand ging ich voraus, hinter mir der Fritz, und dicht hinter diesem der letzte Mann, der eine Handgranate bei sich hatte. Durch unseren Drahtverhau krochen wir vor und hielten so 20 Meter vor dem eigenen Schützengraben großen Kriegsrat, dabei spähend, ob das Gelände rein von feindlichen Patrouillen sei. Vor uns führte ein alter, fast zugeschütteter französischer Laufgraben gegen die feindliche Stellung. Dieser bot uns zwar einigermaßen Deckung gegen Sicht und Wehr, jedoch könnte es auch sehr leicht möglich sein, daß ein Franzose lauend darinnen läge, den wir bei der dunklen Nacht schwer bemerken würden und der uns dann mit einigen Liebenswürdigkeiten empfangen würde. Auch könnten in dem Graben unseres „lieben Nachbars“ Legbüchsen oder Legminen liegen; deshalb galt's vorsichtig zu sein. „Nun, in Gottes Namen drauf los, mag kommen, was kommen will!“ sagte ich zu meinen Kameraden, und langsam krochen wir auf dem Bauche in den genannten Graben vor. Ich gab dem Fritz die Weisung, nach den beiden Seiten zu lugen, ob kein Feind auf uns zu käme. Der Georg sollte nach hinten schauen, während ich nun scharf nach vorn ausschaute. Als wir ein gutes Stück vorwärts gekrochen waren, schon durch das feindliche Drahthindernis hindurch, kamen wir an ein großes Granatloch von ungefähr zwei Meter Tiefe und sechs Meter Breite, das eine unserer 21 Zentimeter-Granaten geschaffen hatte. Dort drinnen lagen drei bis vier tote Franzosen, halb verschüttet; sie wurden bei der Geschossexplosion in die Luft gerissen und dann in die Erde hineingewühlt. An diesem Platze waren wir schon einmal angelangt, aber auf einem anderen Wege. Da man die Farbe der Uniformen nachts nicht unterscheiden kann, schnitt ich einem Franzosen als Beweisstück, das wir hier waren, ein

Stück vom Rockärmel heraus. Ich wollte schauen, ob er kein Käppi auf habe und suchte mit einem Stecken in der Erde nach dem Kopfe. Er hatte aber, wie ich mit Gruseln bemerkte, gar keinen mehr auf und stank gewaltig, da er schon ein Vierteljahr am gleichen Platze lag. Wir krochen über das Loch hinaus auf den Franzosengraben zu, erhielten aber bald soviel Feuer, daß wir gar nichts Besseres tun konnten als zurückzukehren! Glückliche, aber unverrichteter Dinge kamen wir in unserem Graben an. Ich machte sofort Meldung. In der folgenden Nacht sollte das Gleiche wiederholt werden, nur müßten wir weiter vordringen.

Gut! Um zwölf Uhr nachts – vom 14. auf den 15. März gingen wir wieder hinaus, diesmal jedoch mit vier Mann: Stühler Egg, Kaltenborn und ich als Führer. Der Hauptmann wünschte, daß auch andere das Patrouillengehen lernen sollten. Nach der nötigen Instruktion krochen wir wieder den gleichen Weg hinaus. Ich dachte, mein Schutzengel geht ja mit und Maria mit ihrem Schutzmantel. Diesmal wurden besonders viele Leuchtkugeln von den Franzmännern geworfen. Bei dem Granatloch, in dem die toten Feinde lagen, hielten wir an. Ich ließ die drei zurück, sagte ihnen, sie sollten gut aufpassen, nach allen Seiten gut beobachten, und wenn ich in zwei Stunden nicht zurück sei, sollen sie mich suchen.

Dann nahm ich in eine Hand den Revolver, in die andere eine Handgranate und kroch allein vor. Dreißig Meter vor mir blitzte es auf. Die Kugeln flogen über mich hinweg. Da ich immer näher kam, summten mir die Ohren von dem vielen Schießen der Franzosen. Weiter vor! Der Graben machte eine scharfe Biegung. Langsam schlich ich vorwärts. Da, fast versteinert sich plötzlich mein Herz, sehe ich in sitzender Stellung vor mir einen Franzosen! Ich entsichere meinen Revolver, doch es ist ein Erdhaufen, der so fantastisch beleuchtet war. Vorwärts! Ich höre rechts und links neben mir schießen, sehe rechts und links von mir aus den Schießscharten das Feuer aufblitzen. Ich mußte also nicht mehr weit vom Ziele sein. Schon höre ich deutlich sprechen. Dort war eine Bresche, durch die ich gut in den feindlichen Schützengraben schauen konnte, als erster meines Bataillons. Ich rut-sche vor, lausche, strecke langsam meinen Kopf hervor; ich war wirklich in der vordersten Feuerlinie der Franzosen. Fünf Mann standen links von mir an der Schießscharte, sich ziemlich laut unterhaltend. Schade, daß ich die Rothosen nicht verstehen konnte. Sonst war alles ruhig.

Was soll ich jetzt tun? Soll ich meine Handgranate unter sie werfen, um sie kampfunfähig zu machen? Da fiel mir der Junge in meines Freundes Quartier ein, der uns bat, nicht auf die Franzosen zu schießen, da wir vielleicht seinen Vater oder Bruder treffen könnten. Aber sein Vater oder Bruder ist wohl nicht



Tote Franzosen in einer Kiesgrube 1914.

bei diesen, aber vielleicht wird ein anderer Sohn, eine andere Mutter oder Schwester um einen von diesen fünf weinen. Was nützt es, wenn sie auch durch meine Handgranate getötet werden, es sind in einer Minute doch wieder fünf andere dort. Doch Pflicht geht über Mitleid.

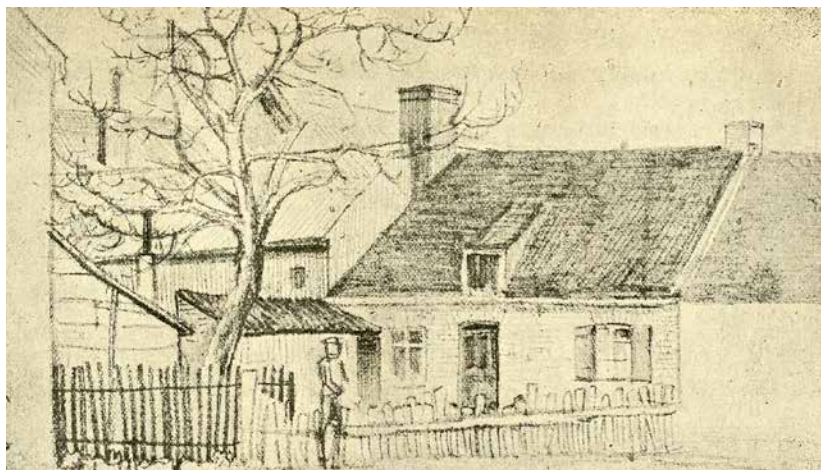
Aber eine andere Erwägung entscheidet: Töte ich sie, so komme ich in Gefahr und kann die Meldung den Meinigen nicht mehr bringen. Als ich so mit mir selber kämpfte, kamen noch zwei andere Franzmänner hinzu. Sie waren ganz in Decken eingehüllt wie die Unseren, um sich gegen die Kälte der Nacht zu schützen. Ich hatte genug gesehen und kroch langsam, wie ich gekommen war, wieder in das Granatloch zu den anderen drei zurück. Eine Stunde war ich abwesend. Resultat: Der Feind verhält sich ruhig, von Vorsappieren ist keine Rede.

Bald waren wir glücklich wieder im Schützengraben bei den Unseren. Und als der Hauptmann meine Meldung hörte, lobte er mich sehr. Am 16. März war im Divisionsbefehl am 17. März im Regimentsbefehl unser Lob „für zahlreiche und mit großer Tapferkeit gemachte Patrouillen“, für „hervorragende Leistungen mit höchst wertvollen Meldungen“ zu lesen.

Auch in der Kriegsstammrolle, Abschnitt 12, wurde dies vermerkt. Der Regiments-Befehl wurde zweimal vor unserer Kompagnie verlesen. Der Hauptmann ließ die Kompagnie eigens hierfür antreten und Fritz und ich wurden gleich Bertl zu Gefreiten befördert. Da gibt's dann täglich 10 Pfennig mehr.⁵

Brüderliches Wiedersehen

Am 24. Februar 1915 folgte mir mein jüngerer Bruder Raphael als Freiwilliger in den Krieg. Als ich am 4. März aus dem Schützengraben kam, erfuhr ich, daß er in Arras, also in nächster Nähe von mir, im Quartier sich befindet. Sofort holte ich für mich und Bertl Urlaub beim Hauptmann, um ihn am anderen Tag zu besuchen. Der Urlaub wurde gleich gewährt. Wir durften am 5. März auf den Weg von 11 Uhr mittags bis abends 8 Uhr fort. Wir machten uns auf den Weg, doch immer im bangen Zweifel, ob R[aphael] nicht etwa in Stellung sei. In anderthalb Stunden kamen wir an die ersten Häuser von Arras, die das Bataillon beherbergen. Nach einigem Suchen



Das Quartier Schmidingers in Rouvroy.

und Fragen kamen wir an das richtige Haus. „Wo ist der Schmidinger?“ fragte ich. „Dort oben im ersten Stock“. Ich ging sofort die Stege hinauf, der Bertl hinten drein, und klopfte an. „Herein!“ – „Ist hier kein Schmidinger?“ – „Jawohl ich bin’s“, sagte Raphael, der hinter der Türe stand und gerade die Stube zusammen kehrte. Auch sein Kamerad B[?] aus Donauwörth war da. Man kann sich das freudige Wiedersehen vorstellen: Vier Donauwörther beieinander, wie zu Hause in der Stube. Wir redeten über vieles und waren voll Freude, einander im Feindesland zu treffen. Er kredenzte uns Medinger Balsam, den er von Dr. U[ngewitter] erhalten hatte. Bertl und ich holten dann mehrere Flaschen Spatenbräu in Arras und so wurde es recht gemütlich. Abends sieben Uhr mußte Raphael zum ersten Mal in Stellung abmarschieren. Ich gab ihm mancherlei Belehrungen und Winke über alles und sagte ihm, er möge immer einen frischen Mut bewahren. Dann marschierten wir nach herzlichem Abschied wieder zurück.

Am 16. März machte der Bruder bei mir in N[euville] den Gegenbesuch. Er schlenderte in die Stadt herein, suchte mit neugierigem Blick die Häuser ab und lief mir gerade in die Arme. Er war sehr überrascht, als ich ihm einmal rief: „Grüß di Gott Raf’!“ Dieses zweite Wiedersehen war nicht weniger herzlich als das erste. Ich führte ihn zu Bertl, der Gruppenführer geworden und der inmitten seiner Gruppe saß, wie ein Vater unter seinen Kindern. Er wartete uns ein Gläschen auf, das aus unserem Hause stammt, ich mußte noch in meinem Atelier ein Plakat mit Karikaturen für ein humoristisches

Feldrennen fertig machen. Inzwischen besuchte der Bruder den Donauwörther Kameraden Fritz G., der recht große Augen machte, als der einen neuen Landsmann vor sich sah. Dann kam er wieder zu mir, ich erzählte ihm die Geschichte meiner zehnten Patrouille, er lernte auch den Sepei und „Vater Forster“ kennen, und er glaubte es gerne, daß wir die schönste und gemütlichste Gruppe des Regiments bilden. Er ist frohen Mutes und meinte: „Ich bin das Kriegsführen schon ganz gewohnt, finde es recht interessant und mache mir aus dem Artilleriefener nichts mehr.“ Ich hätte nicht gedacht, daß er so schneidig und unverdrießlich wäre. Leider verstrichen die Stunden allzu schnell. Bertl und ich begleiteten ihn noch ein gutes Stück über R[ouvroy]. hinaus und wir gaben einander das Versprechen, uns gegenseitig bald wieder zu besuchen. Ob es wohl möglich sein wird?

Das Eiserne Kreuz

Nordfrankreich 19. März

Der Herr Hauptmann hatte mich nach der zehnten Patrouille wie auch Bertl und Fritz zur sofortigen Auszeichnung mit dem Eisernen vorgeschlagen. Am 19. März abends – meinem Namenstage – als wir in den Schützengraben marschierten, hatten wir keine Ahnung davon. Nachts zwei Uhr kam Bertl, der einige 100 Meter rechts von mir im Schützengraben war, zu mir und sagte „Sepp, ich gratuliere d’r. Wir haben’s Eiserner!“

Gleich darauf kam auch der Hauptmann und sagte Sch[midinger] ich gratuliere, gestern noch wurde ihnen das Eiserne Kreuz verliehen. „Gelt“, sagte er, indem er mir auf die Achsel klopfte, jetzt haben wir’s doch noch zu ihrem Namenstag bekommen, das freut mich auch sehr“. –

Am anderen Tag mittags kam ein Kamerad zu mir, als ich gerade im Loch lag, und sagte freudig: „Soeben hat eine Ordonnanz drei Eiserner Kreuze dem Hauptmann in den Unterstand gebracht“. Eine halbe Stunde darauf kam der Hauptmann und rief S[chmidinger]! Sofort kroch ich aus meinem Unterschlupf herauf, schnellte auf, nahm eine möglichst stramme Haltung an – was bei mir nicht oft vorkommt – und der Herr Hauptmann sprach im feierlichen Tone: „Es gereicht mir zur besonderen Ehre, Ihnen das Eiserner Kreuz zu überreichen. Sie haben es wohl verdient. Tragen Sie diese Auszeichnung, die auch der Kaiser trägt, noch recht lange und bringen Sie sie gesund nach Hause. Also nochmals meine herzlichste Gratulation“. Er überreichte mir das Kreuz in einem blauen Papierchen, hierauf bekam es der Fritz, und der Bertl hatte es schon. Sofort wurde es angeheftet und wir hatten unsere helle Freude daran. Es ist halt doch noch ein Namenstags-

geschenk geworden, und zwar das schönste. So hatte ich an meinem 20. Geburtstag, am 7. Januar, wegen der damaligen Wetterkatastrophe, meinen schlechtesten, und an meinem Namenstag den schönsten Tag gehabt. Damals zwei Tage lang tropfnaß in Sturm und Regen, buchstäblich keinen trockenen Faden mehr am Laibe, nichts zu essen, nichts zu trinken, kein Plätzchen, an dem man sich hinsetzen oder hinlegen konnte, todmüde und sterbenskrank, und jetzt eine unendliche Freude.

In der Ruhe

Endlich wurden wir nach fünf Monaten vom Schützengraben abgelöst, um einige Tage in der Stadt X[?] in Ruhe zu kommen. Wie lange wir dort bleiben werden, wissen wir nicht. Aus unserem alten, doch lieb gewordenen Quartier und aus dem Schützengraben schieden wir gerne. Morgens früh sieben Uhr wurde mit Sack und Pack aufgebrochen. Vier Stunden waren nach X. zu marschieren. Bertl, Hans und ich, also drei Gefreite, kamen in ein Quartier bei einem alten Justizrat. Fritz als Quartiermacher hatte es für uns ausgesucht. Sehr schön! Wir wohnen in einem Vorzimmer und schlafen im früheren Empfangssalon. Die Leute sind sehr freundlich. Als ich mich ins Bett legte, wurde es mir ganz schwummerig, nachdem ich seit September kein ordentliches Bett gesehen, viel weniger darin geschlafen hatte, stets auf dem blanken Stroh oder auf loser Erde. Der Bertl kannte sich im Bett zuerst auch nicht mehr recht aus und legte anfangs seine Füße aufs Kopfpolster. So könnte man den Krieg schon aushalten! Alle Tage mußten wir aber auch acht Stunden exerzieren. Als wir eines Tages wieder von der Übung heim kamen, ging der Bertl zur Feldpostabgabe in die Kanzlei und brachte zu unserem größten Jubel ein Fäßchen Augsburgs Hasenbräu, das ihm sein Vater anlässlich der Verleihung des Eisernen Kreuzes gesandt hatte. Abnehmer waren natürlich sofort da. Jetzt hatte der Bierbrauer nach langem Fasten doch wieder einmal Bier, und es gab einen fröhlichen Abend für uns alle.

Am anderen Tag früh acht Uhr ging's wieder zum Exerzieren. Es war eine größere Übung. Vormittags Punkt 11 Uhr 45 sollte der Sturm auf die feindliche Partei gemacht werden. 11:30 Uhr kommt der Befehl: das Bataillon sofort in Gruppenkolonne auf die Straße, Richtung X. antreten!

Da muß doch was besonderes sein, dachte ich, daß die Übung plötzlich abgebrochen wird. Auf der Straße angekommen, hörten wir, daß wir uns sofort marschbereit zu halten hätten. Wir warten schon lange auf einen Angriff, und ihr könnt dessen sicher sein, dass wir uns wacker schlagen wer-

den. Wenn jemand glauben möchte, unser Mut wäre erschlafft, der wird sich gewaltig täuschen.

Am 11. April war ich bei der Osterbeichte in der schönen Kathedrale von X., der Beichtzettel liegt bei. Ich bin bereit!

Ausi jetzt im Pulverdampf!

Nur Courage

der Bagage

Haut's recht auf die Tatschn!

Letzte Feldpostbriefe

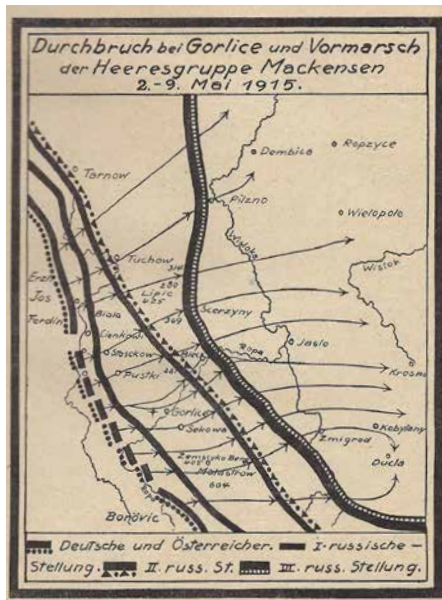
..., den 23. April 1915

Mit Volldampf ging es Mitte April nach Osten. Unter Gesang und Hurrarufen kamen wir wieder ins liebe, deutsche Vaterland, das wir schon monatelang zu sehen wünschten. „Deutsche Worte hör' ich wieder!“ heißt es im Volkslied. Wie wohl tut es dem rauhen Kriegerherzen, wieder deutsche Laute zu hören, deutsche Kinder, deutsche Frauen zu sehen. Wo wir durchfuhren, winkte uns alles zu, während wir fortwährend Hurra riefen. In jedem Kinde konnte man helle Begeisterung sehen, während manches Soldatenauge vor Freude feucht wurde. An einer Station standen viele Männer am Bahnhofs. Sie kamen gerade von einer Kontrollversammlung und begrüßten uns mit Jubel, als sie erfuhren, daß wir aus Frankreich kommen. Als wir ihnen sagten, daß wir Bayern seien, flog ein Hagel von Zigarren und Zigaretten auf uns nieder. Unter Gesang und Hurrarufen geht es weiter durch Schlesien. Wir nahmen Abschied von der deutschen Heimat und riefen ihr ein herzliches „Auf Wiedersehen!“ zu. Aufs freudigste wurden wir von unseren österreichischen Waffenbrüdern begrüßt und bejubelt.

Bald ging es langsam in die Berge hinein, durch prachtvolle Täler, immer näher dem Feinde zu. Die deutsche Muttersprache hat wieder aufgehört. Wir sehen rechts und links der Bahn polnische Kinder, Frauen und Männer. Die Mädchen werfen uns Blumen zu, die Männer ziehen langsam, fast ehrfurchtsvoll und feierlich ihre großen Pelzmützen ab. Neues Leben taucht auf. Gefangene Russen werden vorbei gefahren. Plötzlich heißt es: „Aussteigen!“ Wir sind in X[?], werden sofort auf der Bahn gegen Cholera geimpft, und nach einstündigem Marsche wird in einer kleinen Ortschaft Halt gemacht und einquartiert. Ich komme mit zwölf Anderen auf einen Berg hinauf zu einem polnischen Bauern ins Quartier, der uns zuerst für Russen ansah. Die Russen waren schon in der Gegend. „Schwein, Kuh,



Unterbrochene Eisenbahnbrücke über dem Fluss Wislok.



Heu, Mehl, alles mitgenommen die Moskowi, Kosak, nur Laus dagelassen!“ erzählte mir mein Quartierherr.

Nun sind wir jederzeit bereit, gegen die Russen zu marschieren, die fünf Stunden von hier entfernt liegen. Es gefällt mir hier besser wie in Frankreich, es ist nicht so gefährlich.

..., den 28. April 1915
Teile Euch aus Galizien mit, daß es mir sehr gut geht den Umständen entsprechend. Viel Läuse gibt's und wenig Brot. Hunger wird es schon noch mehr geben. Heute Abend kommen wir in die Schützengräben.

..., 30. April 1915

Gestern Abend, als ich recht Hunger hatte, kam der Kuchen, die Schokolade und der Zucker von Euch mit der Feldpost in den Schützengräben. Wir bekamen gerade Tee. Könnt Euch denken, wie gut alles schmeckte!

Bin hoch auf einem Berge oben. Es ist sehr schön. Mir gefällt es hier besser als in Frankreich. Wo wir jetzt sind, standen vorher die österreichischen Kaiserjäger.

..., den 5. Mai 1915

Bertl und ich sind immer noch gesund. Es ist eine große Gaudi mit dem Russenfängen, von dem ihr wohl schon gelesen habt.

Wir sind schon vier Tage im Gefecht. Heute früh drei Uhr erhielt ich zu meiner großen Freude zwei Karten von Papa, zwei Pakete Zeitungen und das Paket mit Lebkuchen. Dank für alles! Ich denke, daß wir uns bald wiedersehen werden. Seid ohne Sorge! Unsere Verluste sind gering.

..., den 5. Mai 1915

Es geht uns allen schon noch sehr gut und es ist noch lange nicht so gefährlich. Wenn Ihr den Brief erhalten habt, werdet Ihr schon viel von unseren siegreichen Kämpfen in dieser Gegend gelesen haben. Wir sind seit dem 2. Mai im Gefecht. Früh 3 Uhr geht's täglich los: Dann wird den Russen bis Abends neun Uhr nachgejagt. Sie schießen viel, treffen aber gar nichts. Es freut mich sehr, auch dabei zu sein, es ist viel lustiger als in Frankreich.

..., den 5. Mai

Am 2. Mai früh drei Uhr marschierte unsere Kompanie als Reserve von X[?] gegen das jetzt viel genannte Gorlice. Die Stelle, an der die russische „Mauer“ durchbrochen werden soll, ist gespickt mit Kanonen. Auf einem Berg wie der Donauwörther Schellenberg stehen etwa 300 Geschütze. Früh sechs Uhr ging ein wahrhaft mörderisches Feuer auf die feindliche Stellung los, das um zehn Uhr vormittags seinen Höhepunkt erreichte. Dann wurde der Sturm unsererseits angesetzt. Die Russen rissen aus und dahin ging's. Wir mußten gleich nach. Den ganzen Nachmittag mußte ich mit dem Fernglas beobachten. Abends acht Uhr machten wir noch einen Sturmangriff. Dann gruben wir uns ein wenig ein, deckten uns mit einem Zelt zu und schliefen bis früh drei Uhr. Dann ging's gleich weiter. Überall lagen tote Russen, die von unserer Artillerie getroffen wurden, überall feindliche Gewehre und Munition in Haufen in Wald und Feld. Durch einen Wald drangen wir weiter vor. Plötzlich schossen die Russen aus dem Gebüsch von

der rechten Seite auf uns. Sofort sprangen wir hinein und fingen sie ab. Es waren 70 Mann. Dann schnell wieder weiter als rechte Seitendeckung. Von abends neun Uhr bis früh zwei Uhr wurde wieder geruht. Dann stürmten wir durch Wälder und Felder, über Berg und Tal wieder dem Feinde nach. Nachmittags gab es wieder einen Sturmangriff. Wir rücken ungeheuer schnell vor.

..., den 7. Mai 1915

Liebe Eltern! Gloria Victoria! Alles geht tadellos. Die Russen ergeben sich massenweise. Unsere Verluste sind gering. Seid ohne Sorgen! Soeben wird ein Parlamentär zu den Russen geschickt. Tausend Grüße!

Der Vater, Joseph Schmidinger (1860–1918), der 1887 aus Gaißau in Vorarlberg nach Donauwörth gekommen war, um die Schriftleitung des Raphael zu übernehmen, bilanziert: Nun langes, banges Schweigen. Am 20. Mai meldet ein Kamerad aus Donauwörth ihm und seiner Frau: „Als am 10. Mai nachts zehn Uhr die 4. Kompanie an der unseren vorbeimarschierte, hörte ich auf Anfrage: Schmidinger gefallen, Bertel durch Bauchschuß schwer verletzt.“

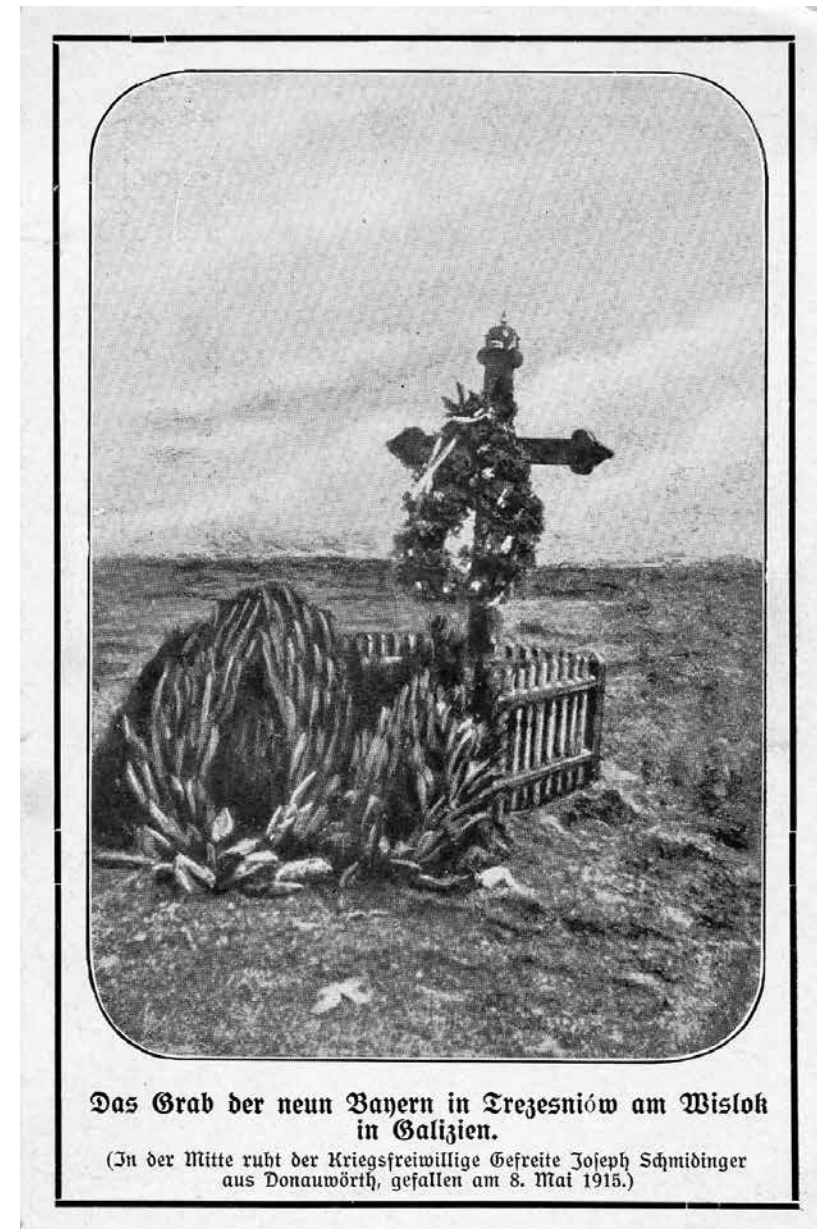
Am Pfingstdienstag morgens kommt die Uhr als sicherer Todesbote zurück. Am gleichen Tage abends bestätigt Kamerad Fritz die Todesnachricht mit dem tiefsten Bedauern, daß er dem Freunde wegen rücksichtsloser Verfolgung des Feindes kein Grab bereiten konnte.

Der junge Kriegsfreiwillige Joseph Schmidinger, der den Raphael-Lesern so manches aus seinem sechsmonatigem Soldatenleben im Feld frohmütig und treuherzig, wie er war, erzählte, ist also nicht mehr. Auf dem eiligsten Siegeslaufe nach Przemysl hat ihn am 8. Mai beim siegreichen Sturm auf Trezesniów. Im furchtbaren Granathagel das tödliche Eisen getroffen. Wie seine letzte Stunde war und was er gelitten, wird beim Falle der meisten seiner nächsten Kameraden ein Geheimnis bleiben. Gedenket seiner im Gebete! Er starb auch für euch!

In einem stillen Dorfe in Westgalizien hat er mit 81 Kameraden in einem Massengrab seine letzte Ruhestätte fern der Heimat, aber doch auf österreichischem Boden, dem er durch Geburt entstammte, gefunden.

Vater Schmidinger betrauert in ihm nicht nur einen hoffnungsvollen Mitarbeiter und Illustrator, sondern auch seinen heißgeliebten ältesten Sohn. Viele Hoffnungen und Erwartungen des Vaters gehen mit ihm zu Grabe.

Herz, schweig still, wie Gott es will! – Möge er als Opfer zur Sühne der Weltschuld, die diesen furchtbaren Krieg heraufbeschworen, zur Rettung



des Vaterlandes, der Interessen der Kirche und ihre Oberhauptes angenommen sein!

Sein Feldwebel der 4. Kompanie an schrieb am 15. Mai 1915 den Eltern Schmidingers:

„Durch seine Schneid und Kameradschaftlichkeit, nicht zuletzt durch sein Künstlertalent war er der Liebling aller und jeder betrauert aufrichtig seinen Verlust.

Ich verliere in ihm einen meiner Tüchtigsten“, schreibt sein Hauptmann vom 16. Mai und kann es nicht glauben daß er tot sein soll. „Noch heute trauere ich um meinen braven tapferen Schmidinger, der mit seinem Busenfreund Bertl zusammen mir auf einmal entrissen wurde. Letzterer ist verwundet. Beide hatte ich zu Unteroffizieren ausersehen. Wenn etwas ihren Schmerz stillen kann, dann muß es der Stolz sein, dem Vaterland einen solchen Sohn, einen solch ausgezeichneten Soldaten geopfert zu haben. Mein herzlicher Wunsch bei Verleihung des Eisernen Kreuzes: ‚Mögen Sie es gesund in die Heimat bringen!‘ ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Empfangen sie die herzlichsten Versicherungen des tiefsten Mitgeföhls von der mittrauernden Kompagnie und ihrem Führer.“

*Fahr' wohl, Fahr' wohl, du junges Blut!
Der dir zerbrach dein Herz gut,
Er hat viel freudiges Hoffen,
Unsere heiße Liebe getroffen.
Mutter, wir wollen nicht traurig sein,
wie die, so nicht glauben haben!
Seine liebe Seele ging zum Himmel ein,
Nur der Staub wird zum Staub begraben.
Er hat es bestanden, noch viele müssen's besteh'n,
Er ging den Weg, der uns bleibt zu geh'n.
Zur Hochzeit rief Gott ihn in Gnaden,
Wir alle sind später geladen.*

